

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 11

Artikel: Das Wunder im Bergholz : Roman [Fortsetzung folgt]
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS WUNDER IM BERGHOLZ

Am letzten Tag, den Melchior Anderegg in den Bergen verbrachte, trampte scheinbar zufällig und ohne erkennbare Absicht Gemeinderat von Allmen in die Schnitzerei. Er behielt den schwarzen Filz auf dem Kopf und spähte nach allen Seiten. Nach geraumer Weile richtete sich Meister Buri von der Schnitzbank auf und erkundigte sich nach seinem Begehr.

„Ich wollte dich nicht stören, sondern im Vorbeigehen nur einmal sehen, wie es dir geht“, fragte sich von Allmen im Nacken.

„Schlecht und recht wie je und immer“, gab Buri behutsam Bescheid.

„Hast du neue Sachen im Entstehen?“ forschte von Allmen.

„Nein, nichts Besonderes. Ich mache keine großen Sprünge mehr; das überlasse ich jetzt getrost den Jungen.“

„Etwa deinem Teilhaber, dem Melchior Anderegg?“

„Ja, zum Beispiel auch ihm.“

„Was schafft er denn? Man hört in letzter Zeit wenig von ihm. Haben ihm die Jahre in der Stadt gut angeschlagen? Und gedenkt er für immer im Dorf zu verbleiben?“ klopfte von Allmen noch schärfer auf den Busch.

„Da hast du mich wirklich überfragt. Du redest am besten mit ihm selber. Mag sein, daß er dir Auskunft gibt“, hielt der Schnitzler zurück.

„Oder auch nicht“, brummte von Allmen. „Er ist ein Reisetreter, und einem solchen traue ich nicht. Aber im Grunde geht mich das ja gar nichts an, das heißt, als Gemeinderat, der das Gemeinwohl im Auge hat, muß ich mich eben auch um diese Dinge bekümmern.“

„Ja, ja, das Gemeinwohl; das ist allerschönst“, hob Meister Buri mit feinem Hohn die weißen Brauen hoch.

Der andere merkte den Spott und stellte das Stochern und Bohren kleinlaut ein.

Während Meister Buri Anstalten traf, sich an die Arbeit zurückzugeben, benützte von Allmen die Gelegenheit, seinen Blicken wieder freien Lauf zu lassen. Als befände er sich unter dem eigenen Dache, sperberte er sämtliche Ecken und Winkel der Werkstatt aus. Da blieb sein Auge wie gebannt an einem Gegenstand haften. Es war Andereggs unfertige Plastik, die es ihm wunderbarlich antat und ihn näher und näher zog. Er schob den Hut in den derben, behaarten Nacken und neigte den Kopf zur Seite.

„Dir erlaubst doch wohl, daß ich ein wenig bleibe?“ fragte er.

„Schau dich nur um und mach es dir bequem“, gewährte Buri.

„Eine flotte Arbeit, soviel ich sehe. Eigentlich großartig, daß man ein Menschengesicht so aus dem Holz schneiden kann“, lobte von Allmen.

„Das kann man. Wir Alten sind nur nicht auf den Gedanken gekommen“, erklärte Buri.

„Aber die Schnitzerei stammt doch gewiß von dir?“ horchte von Allmen zweifelnd auf.

Der Meister schüttelte lächelnd das Haupt.

„Dann also von Anderegg? Man sollte es nicht für möglich halten.“

„Doch, doch, es ist, wie du sagst. Und warte nur, bis das Werk vollendet sein wird!“

„Ein Prachtswerk, postausend! Und du glaubst im Ernst, daß es noch schöner wird?“

„Ich glaube es nicht bloß; ich weiß es sogar.“

Gemeinderat von Allmen konnte es sich nicht verwehren, die Hand an den Hals und die Schultern der Büste zu legen. Doch plötzlich zog er die Hand zurück, und im nächsten Augenblick schnellte er mit der Heftigkeit einer Explosion empor und starrte auf die Plastik, als

hätte sie sich unter seiner Berührung in ein Gespenst verwandelt.

„Was ist denn auf einmal in dich gefahren?“ wandte sich Buri betreten zu ihm um.

„Der Teufel hols, wenn das nicht die Witfrau vom Wilerboden darstellen soll!“ pläzte von Almen heraus.

„Ich weiß es nicht. Das hat in der Kunst übrigens gar nichts zu bedeuten“, wiegelte Buri ab. — Aber das war wie Öl ins Feuer.

„So? Nichts zu bedeuten, du alter Dummkopf?“ brauste von Almen auf. „Bist du denn ganz vernagelt und mit Blindheit geschlagen, daß du nicht merkst, was hinter deinem Rücken gespielt wird?“

„Oh, ich sehe sogar noch recht gut. Ehrlich gearbeitet wird hier, wenn du es wissen willst“, wies der Greis den Dorfgewaltigen zurecht.

„Verdammte Lüge! Falschheit und Lüge treibt der Bursche. Aber das paßt zu dem Mucker, das paßt ausgezeichnet zu ihm. Gnade ihm Gott, wenn er mir in die Finger gerät!“

Mit dieser Drohung riß der an der verwundbaren Stelle Getroffene die Türe auf und schnappte nach Luft.

Meister Buri hielt ihn am Arm zurück und versuchte zum Guten zu reden:

„Denke an deine Stellung, von Almen. Mächtige dich und schlafe darüber. Solche Sachen werden unter anständigen Leuten nicht mit Fäusten abgemacht. Das begreifst du doch?“

Ohne den alten Mann eines Blickes zu würdigen, stampfte der unheimliche Gast wie das Hagelwetter davon.

IVIII.

Gestärkt und innerlich geklärt kehrte Melchior Anderegg an seine Arbeit zurück. Ihren weiteren Verlauf und ihre Vollendung hatte er sich wohl überlegt, und schon träumte er von dem Tag, da er mit dem fertigen Werk zu Bildhauer Hohlenstein fahren würde. Seit jenem Abend vor der Hütte, an dem er das tröstliche, erhabene Ragen der Berge erlebt, wohnte eine große Heiligkeit und Zuversicht in ihm. Er glaubte, fortan vor allen Anfechtungen und Zweifeln gefeit zu sein; er glaubte sich im Mittelpunkt, im Innersten

seiner Welt. Er war auf die Suche gegangen und hatte auf einsamer Wandschaft die Wahrheit gefunden. Er machte kein Aufhebens davon, sondern ging sehr still in sich wie ein Mensch, dem in schwerer Not das Glück begegnet ist.

Als er die begonnene Plastik mit sachlichen Blicken betrachtete und sie nicht allzu schlecht fand, kam die Schaffensfreude gleich am ersten Morgen wie ein Fieber über ihn. Um ihn nicht abzulenken, bewahrte Meister Buri Stillschweigen über das, was sich inzwischen in der Werkstatt zugetragen hatte. Deftiger als bisher schaute er, von heimlicher Sorge gedrängt, Melchior Anderegg beim Schnitzen zu. Zuweilen gab er ihm einen freundschaftlichen Rat, zuweilen machte er ihn auf eine Stelle aufmerksam, die sich nicht restlos ins Netz der Gestaltung fügen wollte und einer nochmaligen Ueberprüfung zu rufen schien. Der Jüngere schenkte solchen Hinweisen dankbar Gehör und befolgte sie gewissenhaft. Immer offensichtlicher prägten sich im Porträt die Wesenszüge der Frau vom Wilerboden aus; immer deutlicher zeigte sich, was beabsichtigt war. Dies führte Meister Buri auf ein Versäumnis:

„Ich habe vergessen, dir zu sagen, daß lehthin Walter Jaggi nach dir fragte.“

„Hat er die Plastik zu Gesicht bekommen?“ erkundigte sich Anderegg errötend, womit er viel mehr verriet, als der Alte zu wissen wünschte.

„Weil du abwesend warst, begehrte er gar nicht einzutreten“, beruhigte Buri.

„Dann ist es gut“, bemerkte Melchior. „Das Geheimnis muß gewahrt bleiben. Deshalb kann ich beim gegenwärtigen Stand der Arbeit überhaupt keine Besuche empfangen.“

*

Melchior Anderegg war so sehr von seinem Werk besessen, daß er die Umwelt vollständig übersah. Die Schaffenslust glich einer mächtigen Woge, der er sich als Schwimmer anvertraute. Manchmal wurde er auf einen Wellenberg emporgehoben, manchmal klasterte er so jählings in einen Abgrund, daß ihm der Sturz die Sinne betäubte. Am jenseitigen Ufer schimmerte als Verheißung die Vollendung; zuweilen glaubte er sie zum Greifen nah, zuweilen entschwand sie

wie ein neckisches Trugbild den Blicken. Er lebte nur noch in den Bezirken seines Denkens und Trachtens und merkte nicht, was in den äußern Breiten geschah. Meister Buri ermutigte ihn mit Worten der Anerkennung: sie verlauschten an seinem Ohr wie fernes Bachgemurmel. Neugierige Gasser, denen der Eintritt verwehrt wurde, guckten durch die Fenster in die Werkstatt und drückten an den Scheiben die Nase platt: er sah sie nicht. Gerüche erhoben sich und schwirrten von Haus zu Haus: sie erreichten ihn nicht.

Tief in sich hineingebückt, erlitt und erduldet er sein Werk. Es waren Wochen, die ganz im Inwendigen verliefen. Er war wie die Saite, über die der Bogen streicht; er war wie das Trommelfell, auf dem die Schlegel tanzen; er war wie der Acker, auf den der Regen fällt; und er war wie das Blatt am Baum, über das der Windhauch flüstert. Die Dinge des alltäglichen Lebens, Speise, Trank und Schlaf, waren ihm vollkommen gleichgültig geworden. Nur das Wandern in den Bergen, zu dem er sich freilich jedesmal losreißen mußte, ferbte Einschnitte und Ruhepunkte in den Fortgang der Arbeit; nur das Atemholen auf freier, lichter Höhe erhielt ihm den Glauben an sein Werk; nur die selbstvergeffene Versenkung in die Weite und Schönheit der Erde verlieh ihm den Willen zum Ausharren, schwingende Saite und Trommelfell, dürstende Ackerkrume und wehendes Blatt am Baum zu bleiben.

Er ging immer allein, und gewöhnlich wanderte er schon am Samstag mittag weg, um die Nacht in einer abgelegenen Hütte oder in einem Stadel zwischen Heubündeln zu verbringen. Er trennte sich sehr schwer von seiner Arbeit, und immer verfolgte ihn die bange Frage, ob er sie unangetastet und unverfehrt wieder antreffen werde.

Einmal war Melchior Anderegg schon weit ins Hochtal hinaufgestiegen. Der in den Fels gesprengte Weg überkletterte in steilen Lehren einen Querriegel, auf dessen Höhe das Dorf nochmals ins Blickfeld rückte. Da hemmte er plötzlich den Schritt und blieb wie vor einer unsichtbar aufgerichteten Mauer stehen. Wie sehr er sich auch einzureden versuchte, drunten sei alles in Ordnung und wohl versorgt, die

Stimme seines Werkes rief ihn dringlich zurück. Im hereindämmernden Abend lief er, wie von Gespensterfurcht gehebt, den Weg wieder hinter. In Schweiß gebadet betrat er durch den Hausgang die Werkstatt. Vor Annelies Jaggis Porträt, das beinahe fertig in einer Ecke stand, atmete er tief und glücklich auf. Er warf Rock und Rock beiseite, hob die Plastik auf den Arm und stieg mit ihr zum Estrich hinauf. Im Treppenhaus stieß er auf Meister Buri, der ihn mit verwunderten Augen maß.

„Was treibst denn du da? Ich glaubte dich längst über alle Berge.“

„Ich muß meine Arbeit besser verbergen.“

„Ja, vielleicht tust du gut daran; sicher ist sicher“, sagte der Meister bedachtam.

Melchior war müde und abgespannt, und deshalb blieb er über Nacht im Dorfe. Am nächsten Morgen verschlief er den rechtzeitigen Aufbruch, so daß er für diesmal auf die Wanderung verzichtete.

*

Während des ganzen Sonntags lastete eine lähmende Schwüle auf allen Dingen. Die Luft war beengend schwer und von einem krausen Geflimmer wie dem über erhitzten Felsplatten erfüllt. Es herrschte vollkommene Windstille, in der die Bäume und Gebüsche reglos den Atem einzogen.

In der Talebene und an den Hängen war der Emdet im Gange. Die gestrige Mahd war der Gefahr der Ueberdörrung ausgesetzt und mußte heute, Feiertag hin oder her, unter Dach gefahren werden. Es galt, mit dem ganzen Gewicht in die Stricke zu liegen und für einen guten Futterertrag zu sorgen. Den Bauern erwuchs kein schlechtes Gewissen daraus, der Herrgott würde mit ihnen schon ein Einsehen haben. Sie konnten im Winter ihre Hände noch oft genug zum Gebete falten.

Am Nachmittag trat Melchior Anderegg ins Freie, machte eine unschlüssige Runde ums Haus, wandelte über die ausgetrockneten, rissigen Gartenwege und lauschte mit halbem Ohr dem Bienengesumm in den Kamillenstauden. Dann schritt er durch das Unterdorf davon und streifte an der Bergruine vorbei zum Walbrand hinauf. Dort warf er sich in den Schatten eines

Bergahorns, stützte den Kopf auf den Arm und schaute auf das Land hinaus.

Der Sommer hatte seinen Höhepunkt überstiegen. Auf der Erde glühte noch eine Fülle von Licht, die Hitze lohte über den Wiesen, aber es war doch schon etwas Besänftigtes in die Atmosphäre gekommen, und die Bäume hoben ihre Krone in einen Himmel, dessen eben noch blankes Blau wie mit Milchglas gedämpft wurde. Nach vier unerträglich heißen Wochen, die alles Leben zu versengen drohten, spürte man schon das leise Abgleiten zum Herbst. Noch war es nicht ganz so weit, aber man stand an einer Grenze und Wende. Kurze Nachmittage, früh hereindämmernde Abende mit violetten Luftstimmungen an den Bergen hin und lange, helle Nächte mit Sternensfall verkündeten den Uebergang. Heute brannte der Sommer in einem letzten Aufblühen aus, dann war er erschöpft, und das schrille Zirpen der Grillen wurde zum Schweigen gebracht.

In der Mitte des Tales sah Melchior das Dorf gelagert, friedsam First an First gedrängt, uralt und schön. Ihm gerade zu Füßen breitete sich der Wilerboden, ein Erdenwinkel ganz für sich und wunderbar abseits wie aus einer andern, längst verschwundenen Zeit. Rings vom Baumgarten umhegt, stand das Haus Hans Jaggis da. Das graue Dach ragte nur wie eine Andeutung, nur wie ein hingehauchter Strich über die grünen Wogen des Laubes empor.

Melchior Anderegg hörte sich seltsam anrufen. Er wurde ganz wach, richtete sich auf und ging ein paar Schritte gegen den Wiler-

boden hinunter. Es blieb still und reglos um das Anwesen; niemand zeigte sich, niemand war da; kein Vogel schwang sich aus dem Geäst, kein Hund schlug an. Aber unter dem Scheunendach hervor strömte der Duft des gärenden Heues und gab der kleinen Welt etwas von atmender Gegenwart und gütig schenkender Erde. Hier lebte Annelies. Um ihr näher zu sein, war er einige Schritte herabgestiegen. Ihr zuliebe war er zu jeder Tat bereit. Um seiner stummen Liebe Ausdruck zu verleihen, unterzog er sich seit Monaten der schwersten Arbeit. Und noch wußte und ahnte sie nichts davon.

Auf einmal erwachten dort unten Geräusch und Leben. Melchior duckte sich hinter ein Haselgebüsch und lauerte wie ein Dieb aus seinem Versteck. Das Herz schlug ihm höher, als er sah, wie Witwe Annelies und der Knabe Walter einen kleinen Leiterwagen aus dem Schopf zogen, Bindbaum, Gabeln und Rechen aufluden, die Kuh Bräuni einspannten und durch den Baumgarten nach der Wiese fuhren. Er sah, wie Mutter und Sohn das Emd an Walmen brachten und dem Zugtier am Rande des Grundstücks zum Fressen vorlegten. Er wurde unruhig hinter seinem Busch, er kam sich als Müßiggänger, als ein die Schule schwänzender Schüler vor; es riß ihn an allen Fibern, den beiden Leuten beizuspringen. Nur die Befürchtung, seine Hilfe könnte als Zudringlichkeit ausgelegt werden und das entstehende Gerede würde Annelies Jaggi peinlich sein, hielt ihn vorläufig zurück.

(Fortsetzung folgt)

Nachts



Joseph v. Eichendorff

Ich stehe in Waldesschatten
wie an des Lebens Rand,
die Länder wie dämmernde Matten,
der Strom wie ein silbern Band.

Von fern nur schlagen die Glocken
über die Wälder herein,
ein Reh hebt den Kopf erschrocken
und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
im Traum von der Felsenwand.
Denn der Herr geht über die Gipfel
und segnet das stille Land.